

Von Haus zu Haus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 27

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ilse Frank

Süsses Leben

Es war an einem Frühlingsmorgen. Er zeigte sich mir strahlend schön, jagte aber eine derartig giftige Bise um mein Haupt, dass ich die Schirmmütze tiefer ins Gesicht zog, das Lederwams schloss und meine Fäuste in die Jeanstaschen stopfte.

Die gute Laune liess ich mir nicht verderben, dachte ich doch an verschiedene Besuche, die ich bald zu machen beabsichtigte. Ich freute mich darauf, musste jedoch noch das Problem der Mitbringsel lösen. Endlich fiel mir ein, dass ich, die ewige Weltstadtbummlerin, meinen Nächsten gegenüber fast verpflichtet war, ein Produkt aus der schweizweit bekannten Confiserie Gumpi anzuschleppen. Also machte ich mich auf den Weg zum legendären Zuckerbäcker.

Als ich den Laden betrat, war ich tief beeindruckt. Umwoben

von zarten Düften, umgeben von lockenden Genüssen, begegnete ich verpflichtender Noblesse. Einen Moment lang grämte ich mich wegen meiner saloppen Erscheinung, dann konzentrierte ich mich darauf, die dem Äusseren fehlende Dezenz wenigstens durch ein tadelloses Benehmen schimmern zu lassen. Aus meiner Grübelelei schreckte mich eine gepflegte Fünfzigerin, die sich mir mit den Worten näherte: «Bitte, was darf's sein?» Ich zählte im Geist schokoladesüchtige Lekkermäuler, dann bat ich um eine mittlere Schachtel Pralinés.

Die erfahrene Angestellte prüfte mich mit einem einzigen Blick, nickte, streckte sich nach dem obersten Regal und brachte eine goldschimmernde Box zum Vorschein. «Entschuldigung, darf ich die nächste Grösse sehen?» fragte ich, verlegen hüstelnd. «Natürlich, aber die da kostet ja schon -zig Franken.» Die vornehme Verkäuferin nannte einen Betrag, der alle Gumpi-Rekorde brach. Ich hatte mich auf einiges gefasst gemacht und zuckte nicht mit der Wimper. «Sehr gut!» lobte ich tapfer, «trotzdem brauche ich eine grössere Schachtel.»

Die sichtlich Wohlerzogene verbarg ihre eventuelle Verblüfung, schritt zum Gestell, hob

eine weitere goldschimmernde Box ans Neonlicht. Ich lächelte sanft und formulierte deutlich: «Ausgezeichnet, danke! Die zweite Bonboniere darf allerdings wesentlich mehr Umfang haben.»

Nun schaute mich die Fünfzigerin schon gar nicht mehr an. Ergeben zog sie sich in den Hintergrund zurück, kramte, suchte, fand, belud sich mit einem riesigen Goldkarton, trug ihn feierlich durch den Raum, hielt ihn vor mich hin und flüsterte: «Recht so?»

Ich strahlte, bejahte, legte meine Hand auf die Aktenmappe, um anzudeuten, dass ich sofort bezahlen wollte.

Meine Dienerin realisierte die Bedeutung des Signals wohl nicht. Jedenfalls zeigte sie keine ehrfürchtige Reaktion. Ruhig, wie abwartend, ging sie zur Kasse, drückte mehrere Tasten, liess die Registrierkasse rattern, rief das Total ab. Im Plauderton vernahm ich eine runde Summe. Ich zückte das Portemonnaie, inspizierte das Notenfach, zupfte an einem schein und versuchte, ihn unauffällig loszuwerden. (Schliesslich wusste ich, was ich der Atmosphäre des Hauses schuldig war!)

Meine Kontaktperson flötete «merci!», legte den Obolus in die Geldschublade und machte sich

dann sofort daran, meine beiden Präsenten in einer Plastiktasche unterzubringen. Dabei raschelte unablässig Seidenpapier, was mich irritierte, denn ich hatte ja nichts Offenes eingekauft.

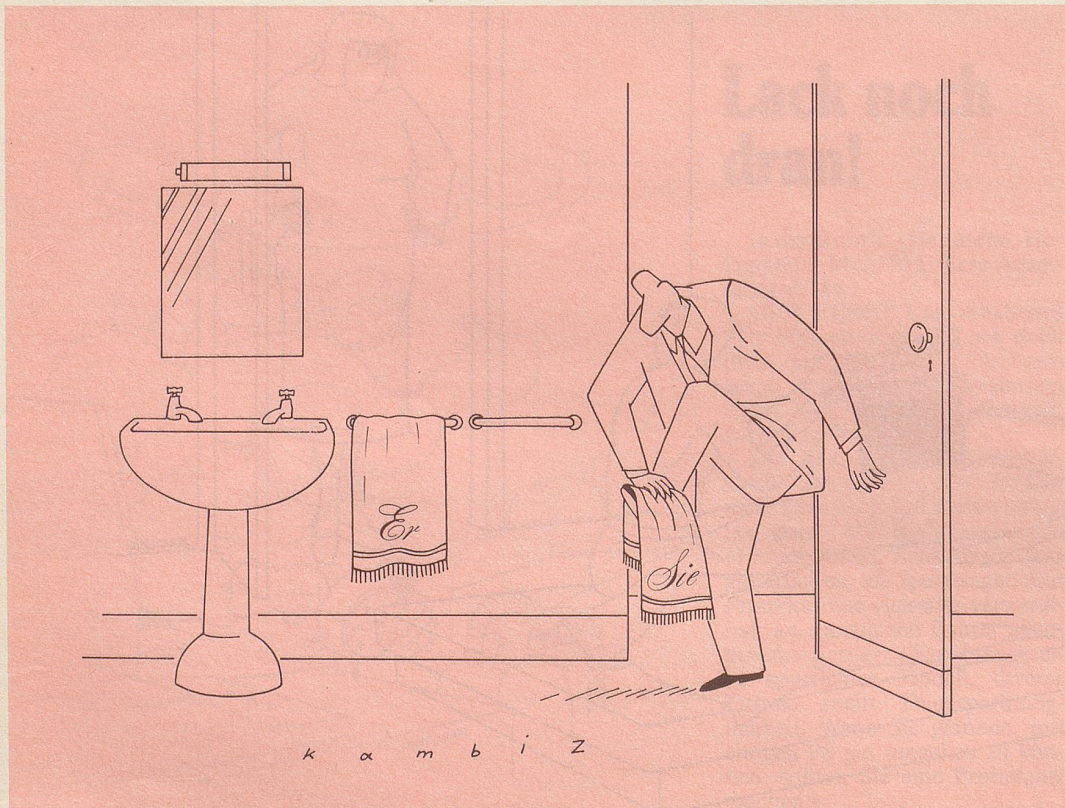
Des Rätsels Lösung brachte mir die Distinguierte mit dem Tragsack. Sie blieb vor mir stehen und raunte: «Ich habe etwas dazugepackt.» – Und das beim Gumpi!

«Oh, wie nett, vielen herzlichen Dank!» zwitscherte ich, verbeugte mich leicht und jubelte: «Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!»

Dann stand ich vor der Tür. Die Neugierde liess mich jede Etikette vergessen. Ich riss den Verschluss des Plastikbeutels auseinander und äugte in die Tiefe. Dort lag, auf Papierwolken gebettet, in einsamer Grösse das Truffe des Tages!

Mich bewegten seltsame Gefühle. Bestimmt hatte die Fünfzigerin geglaubt, ich sei ein Mädchen, das sich in der Freizeit hatte abrackern müssen, um ein Mal im Schülerleben Gumpis teure Ware erstehen zu können.

Das Bild, das ich mir von der Dame gemacht hatte, wandelte sich. Plötzlich schaute ich in ihr Inneres. Ich entdeckte eine empfindsame Frau.



Margritli

Der Weg zum Wald, den ich mit dem Hund täglich zu gehen habe, führt ein Stück weit einem steilen, grasbewachsenen Bahnbord entlang. Bis vor wenigen Jahren ist es von Kleintierhaltern aus unserer Siedlung genutzt worden. Seit der letzte von ihnen aus Altersgründen die Sense weggelegt hat, verwildert es.

Man müsse die Natur walten lassen, hatte unser Präsident entschieden. Sie würde uns eine prächtige Magerwiese beschenken. Alljährlich wuchsen die verschiedensten Gräser, Brennnesseln, Büsche und Bäumchen. Aber kein Blümchen, ausser etwa einem verirrtten Hahnenfuss, verschönerte das Bord.

Als im letzten Herbst im nahen, lange brachgelegenen Acker Margritli zu blühen begannen, entschloss ich mich, der Natur unter die Arme zu greifen. Kurz bevor sie dem Pflug zum Opfer gefallen wären, grub ich einige der mageren Pflänzlein aus und setzte sie heimlich am Bahnbord.

Der Frühling zog ins Land, das

Gras spross. Täglich suchte ich mit den Augen das Bord nach meinen Blumen ab. Bald entdeckte ich an drei Stellen Knöpfe. Hatte ich also die Natur überlistet! Ich freute mich jeden Tag von neuem, zu sehen, wie sich die Blumen öffneten. Es war, als grüssten mich liebe Bekannte.

Eines Tages strahlte mir kein weisses Blumengesicht mehr entgegen. Dass die Margriten eines Tages von Spaziergängern gepflückt würden, hatte ich erwartet. Aber als ich die leeren Stellen genauer betrachtete, sah ich, dass die Stöcke ausgegraben worden waren. Enttäuscht ging ich weiter. Da entdeckte ich im benachbarten Schrebergarten einen frisch gepflanzten, übel zugerichteten Margritlistock. Ich war empört und verärgert. Dem ersten Menschen, der mir begegnete, musste ich mein Leid klagen. Natürlich sei das Bahnbord öffentlich, griff ich der zu erwartenden Antwort vor. Wenn sich die Leute wenigstens mit *einer* Pflanze begnügt hätten, statt alle drei auszugraben!

«Du musst es ihnen sagen, das gehört sich wirklich nicht!» pflichtete mir mein Nachbar bei. Einige Tage später sah ich, von meinem abendlichen Rundgang zurückkehrend, jemanden im Schrebergarten arbeiten. Ich beschleunigte meine Schritte, betrachtete aber gewohnheitsmässig das Bahnbord. Weiss leuchteten zwei Stellen. Dort blühten Margritli, frisch gepflanzt und mit einem Stecklein gestützt. Der Platz im Schrebergarten, wo die Blumen gestanden hatten, war leer. Der Besitzer des Gartens hatte mich kommen sehen, trat an den Zaun, entschuldigte sich lachend. Er habe nicht gewusst, dass es meine Blumen seien.

Jetzt blühen wieder Margritli in seinem Garten. Ich habe sie ausgegraben, bei mir zu Hause.

Ruth Rossi

Dallas-Clan

Also, ich bin nicht so: Ich gebe unumwunden zu, dass ich sie innerhalb der drei letzten Monate dreimal gesehen habe. Vielleicht auch innert eines halben Jahres. Zwar tut jedermann abschätzig und auch so, als schaue er es sich überhaupt nie an. Wer weiss, wenn man es immer anschaut, kann man es überhaupt nicht mehr anschauen? Also, ich meine bestimmt nicht Motel. Motel ist ein klarer Fall. Ich meine jene andere, amerikanische Sendung mit den vielen reichen Männern und den vielen schönen Frauen, die dauernd irgendwelche Verwicklungen durchzustehen haben.

Wegen der Verwicklungen und Aufregungen scheinen sie überhaupt nicht vom Fleck zu kommen.

Oh, nicht dass ich drauskäme, bei nur drei Sendungen und bei so vielen Leuten! Übrigens bin ich gar nicht sicher, ob ich jedesmal den Denver-Clan gesehen habe, oder ob es am Ende gar ein- oder zweimal Dallas war. Der Gipfel der Verwirrung ist aber heute abend entstanden. Sprachen sie doch plötzlich allesamt das allerperfekteste Französisch! Was ist eigentlich los? Wechseln sie ab? Reden sie ein Quartal englisch, ein Quartal französisch? Besteht am Ende die berechtigte Hoffnung, dass sie bei Gelegenheit einmal auf Romanisch umstellen?

Jetzt weiss ich nicht, ob die französische Sendung den ausgelassenen zuzuordnen ist oder ob ich eine der künftig ausgelassen werdenden vorgekostet habe.

Und überhaupt: Wie lange dauert das denn eigentlich schon? Ich kenne eine Stube, da gibt es nicht einmal einen Knopf zum Abschalten. Ich weiss, dass uns viele um diesen nicht vorhandenen Knopf beneiden.

Dina

Der Rückfall

Wenn ich die Zeitungen lese und die Ohren offen halte, scheint es mir, dass für viele Arbeitnehmer die Zeit zurückgedreht worden ist. Zurück dorthin, wo sich der Arbeiter nicht wehren konnte, wo das Duckmäusertum gezüchtet wurde ...

Das Gespenst der Arbeitslosigkeit sitzt sicher vielen im Nacken, und wo aufgemuckt wird, stehen zehn oder mehr neue Anwärter auf die Stelle vor der Tür. Manchmal kommt es mir so vor, als ob die Führungskräfte und all jene, die auf Direktorensesseln sitzen, ihre Köpfe bewusst in die Wolken streckten, um sich nicht mit einer engagierten, menschlichen Personalpolitik befassen zu müssen.

In guten Zeiten herrschte ein höflicher – vielleicht jedoch nicht immer echter – Ton zwischen oben und unten. Heute wird oft bei wichtigen Entscheidungen nur noch schriftlich informiert. Und dies möglichst kurzfristig, damit kein Einspruch erhoben werden kann! Anstand und menschliches Verhalten sind im Kampf ums Überleben verlorengegangen. Die Leidtragenden sind vielerorts Arbeitnehmer auf den unteren Sprossen der Leiter.

Was mich an dieser traurigen Situation am meisten beschäftigt, ist, dass sich Resignation einschleicht, dass erfahrene Unge-

RAPALLO

CARTOONS ILLUSTRATIONEN BILDER

In den Räumen
der Agentur TMM
(Marie Thérèse Gwerder)
Mainaustrasse 15
8008 Zürich

rechtigkeiten und Leid still geschluckt werden. Wie und wo sich solche Probleme niederschlagen, kann ich nur ahnen ...

Ich fürchte, dass viele körperliche Leiden ihren Ursprung in nicht verdauten Arbeitskonflikten haben. Wie soll sich ein Arbeitnehmer dagegen wehren, wenn er vernimmt, dass Verwaltungsrats Honorare trotz schlechter Geschäftslage und trotz Entlassungen in vollem Umfang ausbezahlt werden? Honorare an Empfänger, die gar nicht darauf angewiesen sind? Ob sich die Sturheit nicht eines Tages rächen wird?

Ich hoffe auf mehr Menschlichkeit und mehr *gemeinsames* Tragen sozialer Lasten.

Lisbeth Vontobel

Echo aus dem Leserkreis

Wie einst Bethli
(Nebelspalter Nr. 22)

Sehr geehrte Frau Hedy Gerber-Schwarz
Wenn jemand zu mir sagt, früher sei alles besser gewesen, dann frage ich maliziös: «Meinen Sie vor 30 oder vor 100 oder vor 1000 Jahren?» In Ihrem Beitrag «Junge und Alte» geht es um den Generationenkonflikt im letzten Stadium, wenn die «Alten» schon im Altenteil wohnen.

Nach meiner Pensionierung bin ich mit meiner Frau in unser in den jungen und billigen Jahren erbautes Haus zurückgekehrt. Wir haben es nicht zum Stöckli umfunktioniert, sondern die Wand zwischen Ess- und Wohnzimmer herausbrechen und im Estrich ein zusätzliches Schlafzimmer mit vier Pritschen einbauen lassen, damit unsere (in der Mehrzahl) verheirateten Töchter und Söhne bei Besuchen auch über Nacht bleiben konnten.

Nun sind wir bereits über siebzig. Vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten frage ich meine Frau, ob es nicht einfacher wäre, einmal bei unserer

Nachkommenschaft einen Besuch zu wagen. Aber meine Frau will bei ihrer «patriarchalischen» Gastfreundschaft bleiben. «Solange ich stehen und gehen kann, weise ich niemanden weg, auch wenn auf Weihnachten ein Dutzend kommen!» Wenn sich einmal auf den Sonntag niemand angemeldet hat, überlegt sie sich, ob wir jemanden aus unserem Bekanntenkreis einladen könnten.

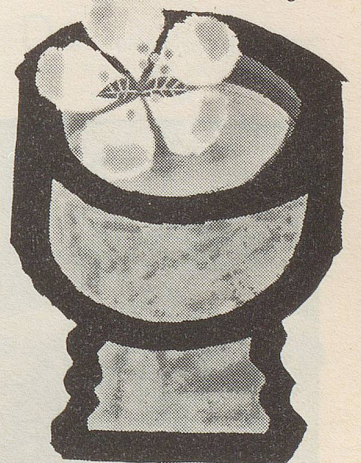
Natürlich helfen die Töchter und Schwiegertöchter in der Küche, zuweilen auch die Männer, die für das Fleisch und den Wein sorgen! Trotzdem frage ich mich manchmal, ob sich meine Frau in Zukunft nicht schonen sollte. Im geheimen bewundere ich sie. Die treuen Besucher tun dies ohnehin; die Grosskinder finden es wunderbar, im Garten spielen zu können. Wenn wir jeweils alle an unserem alten Walliser Bauertisch sitzen – er ist ausgezogen 3.55 m lang –, mache ich mir ein Bild von der Walliser Grossfamilie, die vor hundert Jahren an diesem Tisch gegessen und getrunken hat.

Sehr geehrte Frau Gerber, eigentlich wollte ich vor allem Ihnen ein Lob spenden. Ihr Beitrag hat mich an Bethli erinnert, die langjährige Betreuerin der «Seite der Frau». Bethli hat auch meist über allgemeine Lebensprobleme geschrieben, klar und anschaulich, sorgfältig begründend und doch mit Verständnis für andere Meinungen – jedenfalls eindrücklicher als Schulbuchautoren, die über Lebenskunde referieren.

Mit freundlichen Grüssen

Max Gross

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet